

Elie Wiesel

Die Nacht

Erinnerung und Zeugnis

Aus dem Französischen von Curt Meyer-Clason
Mit einer Vorrede von François Mauriac

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN

HERDER spektrum Band 6641



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411

Originalausgabe

Alle Rechte vorbehalten – Printed in Germany

© 1958 by Editions de Minuit, Paris.

Alle deutschsprachigen Rechte beim Bechtle Verlag München und Esslingen. Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung der F.A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH, München, handelnd für den Bechtle Verlag.

Neuausgabe 2013

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 1996

Alle Rechte vorbehalten

www.herder.de

Umschlagkonzeption: Agentur RME Roland Eschlbeck

Umschlaggestaltung: Verlag Herder

Umschlagmotiv: © David Deal 2003/Redux/laif

Herstellung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-451-06641-2

Nacht



FRANÇOIS MAURIAC

*Mitglied der Académie française
zur Originalausgabe „La Nuit“*

Ich bekomme oft Besuch von ausländischen Journalisten. Ich fürchte sie, weil ich zwischen dem Wunsch, mich ihnen gegenüber rückhaltlos zu eröffnen, und der Angst, einem Gesprächspartner, dessen Einstellung zu Frankreich ich nicht kenne, eine Waffe in die Hand zu geben, hin und her schwanke. Daher übe ich bei solchen Begegnungen stets Vorsicht.

An jenem Vormittag erweckte der junge Israelite, der mich im Auftrage einer Tel-Aviver Zeitung aufsuchte, sofort meine Sympathie, gegen die ich mich nicht lange zu wehren brauchte, da unser Gespräch rasch eine persönliche Wendung nahm. So kam ich bald auf Erinnerungen aus der Besatzungszeit zu sprechen. Nicht immer gehen uns die Umstände nahe, die wir unmittelbar erlebt haben. Ich vertraute meinem jungen Besucher an, dass kein Anblick jener dunklen Jahre mich so betroffen habe wie jene mit jüdischen Kindern gefüllten Eisenbahnwagen auf dem Austerlitz-Bahnhof ... Zwar sah ich sie nicht mit eigenen Augen, aber meine Frau, noch ganz benommen von dem Schrecken, den sie bei ihrem Anblick empfand, hatte sie mir beschrieben. Damals kannten wir die Vernichtungsmethoden der Nazis noch nicht. Wer hätte sie sich auch vorzustellen vermocht! Aber diese ihren Müt-

tern entrissenen Lämmer – das übertraf alles, was wir für möglich gehalten hätten. Ich glaube an jenem Tag zum ersten Mal an das Geheimnis des Bösen gerührt zu haben, dessen Offenbarung das Ende der einen und den Anfang einer neuen Zeit bedeutet. Der Traum, den der Mensch des Westens im 18. Jahrhundert eronnen und dessen Morgenröte er im Jahre 1789 erlebt zu haben glaubte und der sich bis zum 2. August 1941 durch den Fortschritt der Aufklärung und die Entdeckungen der Wissenschaft bereichert hat – dieser Traum ist für mich angesichts der mit kleinen Jungen voll gestopften Eisenbahnwagen endgültig versunken. Trotzdem war ich weit davon entfernt, anzunehmen, dass sie die Gas- und Vernichtungskammern speisen sollten.

Das musste ich dem Journalisten anvertrauen. Als ich seufzte: „Wie oft habe ich an diese Kinder gedacht!“ sagte er: „Ich bin eines von ihnen!“ Er war einer von ihnen! Er hatte seine Mutter, sein angebetetes Schwesterchen und alle Seini-gen mit Ausnahme des Vaters in dem mit lebenden Geschöpfen geheizten Ofen verschwinden sehen. Was seinen Vater betrifft, so wohnte er dessen Martyrium Tag für Tag, dessen Todeskampf und Tod bei. Was für ein Tod! Dieses Buch berichtet von seinen Einzelheiten, deren Entdeckung ich den Lesern überlasse, die hoffentlich ebenso zahlreich sein werden wie die des „Tagebuch der Anne Frank“, und von dem Wunder, dem der Knabe seine Rettung verdankt.

Dieses Zeugnis, das auf so viele bekannte folgt und ein Entsetzen beschreibt, das wir bis ins Kleinste zu kennen glauben, ist meiner Auffassung nach jedoch anders geartet, einzigartig, einmalig. Das Schicksal der Juden aus dem siebenbürgischen Städtchen Sighet, ihre Blindheit gegenüber

einem Schicksal, dem sie hätten rechtzeitig entfliehen können und dem sie sich mit unbegreiflicher Passivität auslieferten, taub für die Warnungen und flehendlichen Bitten eines, der dem Massaker entkommen ist und Dinge erzählt, die er mit eigenen Augen gesehen hat; sie aber weigern sich ihm zu glauben und halten ihn für verrückt – diese Gegebenheiten hätten genügt, ein Werk zu beflügeln, dem meines Erachtens kein anderes an die Seite gestellt zu werden verdient.

Das Buch hat mich jedoch wegen eines anderen Aspektes außerordentlich gefesselt. Das Kind, das uns hier seine Geschichte erzählt, ist ein Erwählter Gottes. Seit dem Erwachen seines Bewusstseins lebte der Knabe, genährt vom Talmud, begierig, in die Kabbala eingeweiht zu werden, dem Ewigen verschworen, nur für Gott. Haben wir jemals an diese Folge eines weniger sichtbaren, weniger auffallenden Schreckens als jedes anderen Entsetzens gedacht – jedenfalls an das Schlimmste von allen für uns, die wir den Glauben besitzen: an den Tod Gottes in dieser Kinderseele, die mit einem Schlage das absolut Böse entdeckt?

Versuchen wir zu begreifen, was sich in ihm abspielt, während seine Augen zusehen, wie sich die schwarzen Rauchringe des Verbrennungsofens, in den sein Schwesterchen und seine Mutter nach Millionen anderer gestürzt werden sollen, im Himmel auflösen:

„Nie werde ich diese Nacht vergessen, die erste Nacht im Lager, die aus meinem Leben eine siebenmal verriegelte lange Nacht gemacht hat.

Nie werde ich diesen Rauch vergessen.

Nie werde ich die kleinen Gesichter der Kinder vergessen,

deren Körper vor meinen Augen als Spiralen zum blauen Himmel aufstiegen.

Nie werde ich die Flammen vergessen, die Meinen Glauben für immer verzehrten.

Nie werde ich das nächtliche Schweigen vergessen, das mich in alle Ewigkeit um die Lust am Leben gebracht hat.

Nie werde ich die Augenblicke vergessen, die Meinen Gott und meine Seele mordeten, und meine Träume, die das Antlitz der Wüste annahmen.

Nie werde ich das vergessen, und wenn ich dazu verurteilt wäre, so lange wie Gott zu leben. Nie.“

Nun verstand ich, was ich vom ersten Augenblick an dem jungen Israeliten geliebt hatte: den Blick eines auferstandenen Lazarus, und dennoch eines Gefangenen düsterer Gestade, an denen er, über geschändete Leichen stolpernd, umherirrte. Für ihn drückte Nietzsches Schrei eine fast physische Wirklichkeit aus: Gott ist tot. Der Gott der Liebe, der Sanftheit und des Trostes, der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs hat sich im Blick dieses Knaben für immer im Rauch des Menschenopfers aufgelöst, das die götzengierigste aller Rassen gefordert hat. Bei wie vielen Juden ist dieser Tod nicht eingetreten? An jenem furchtbaren Tage, unter den furchtbaren Tagen, an dem der Knabe dem Hängen (sic!) eines anderen Knaben beiwohnte, der – wie Wiesel uns erzählt – das Gesicht eines unglücklichen Engels hatte, hörte er jemand hinter sich seufzen: „Wo ist Gott? Wo ist er? Wo ist nur Gott?“ Und eine Stimme antwortete in mir: „Wo er ist? Hier – an diesem Galgen hängt er.“

Am letzten Tag des jüdischen Jahres wohnt der Knabe der Feier von Rosch-Haschanah bei und hört Tausende von Skla-

ven einstimmig rufen: „Gepriesen sei der Name des Ewigen!“ Vor kurzem hätte auch er sich niedergeworfen, und mit welcher Anbetung, mit welcher Furcht, mit welcher Liebe! Heute steht er auf und bietet ihm die Stirn. Die über alles Maß des für Herz und Hirn Erträglichen hinaus erniedrigte und beleidigte Kreatur fordert die blinde, taube Gottheit heraus: „Heute betete ich nicht mehr. Ich war außerstande zu seufzen. Ich fühlte mich im Gegenteil stark. Ich war der Ankläger. Und Gott war der Angeklagte. Meine Augen waren sehend geworden und ich war allein, furchtbar allein auf der Welt, ohne Gott, ohne Menschen. Ohne Liebe und ohne Mitleid. Ich war nur noch Asche, aber ich fühlte mich stärker als der Allmächtige, mit dem mein Leben so lange verknüpft gewesen war. Inmitten dieser Gemeinde war ich ein fremder Beobachter.“

Was konnte ich, der ich glaube, dass Gott die Liebe ist, meinem jungen Gesprächspartner antworten, dessen blaue Augen den Widerschein der Trauer jenes Engels bewahren, die eines Tages in den Gesichtszügen des gehängten Knaben erschienen war? Was habe ich ihm gesagt? Habe ich ihm von jenem Israeliten gesprochen, von dem Bruder, der ihm vielleicht glich, von jenem Gekreuzigten, dessen Kreuz die Welt besiegt hat? Habe ich ihm bestätigt, dass das, was für ihn ein Stein des Anstoßes wurde, für mich der Eckstein geworden ist und dass die Übereinstimmung zwischen dem Kreuz und dem Leiden der Menschen in meinen Augen der Schlüssel zu dem unergründlichen Geheimnis bleibt, in dem sein Kinderglauben verloren gegangen ist? Dennoch ist Zion aus den Gaskammern und Beinhäusern wieder erstanden. Das jüdische Volk ist aus seinen Millionen von Toten auferstanden.

Durch sie lebt es von neuem. Wir kennen nicht den Wert eines einzigen Tropfen Bluts, einer einzigen Träne. Alles ist Gnade. Wenn der Ewige der Ewige ist, gehört ihm das letzte Wort eines jeden von uns. Das hätte ich dem jungen Juden sagen sollen. Stattdessen habe ich ihn nur weinend umarmen können.

*Dem Gedenken meiner Eltern
und meiner kleinen Schwester, Tsipora*

Sie nannten ihn den Küster-Mosche, als habe er nie einen Familiennamen besessen. In einer chassidischen Synagoge war er das Mädchen für alles. Die Juden von Sighet – dem Siebenbürgener Städtchen, in dem ich meine Kindheit verlebt habe – mochten ihn gerne. Er war bettelarm und lebte jammervoll. Wenn die Bewohner meiner Heimatstadt auch die Armen unterstützten, so liebten sie sie deshalb noch lange nicht. Der Küster-Mosche bildete jedoch eine Ausnahme. Er störte niemanden und seine Anwesenheit ging niemandem auf die Nerven. Er beherrschte die Kunst, nicht aufzufallen und sich unsichtbar zu machen.

Körperlich war er linkisch wie ein Clown. Mit seiner Schüchternheit eines Waisenkindes erregte er Heiterkeit. Ich liebte seine großen träumenden Augen, die sich in der Welt zu verlieren schienen. Er sprach wenig, sang dafür aber viel, freilich war es mehr ein Singsang. Das wenige, das man verstehen konnte, handelte vom Leiden der Gottheit, von der Verbannung der Vorsehung, die nach der Kabbala ihre Erlösung in der des Menschen erwartet.

Ich lernte ihn gegen Ende des Jahres 1941 kennen, als ich zwölf Jahre und tief gläubig war. Tags lernte ich im Talmud und abends lief ich in die Synagoge, um die Zerstörung des Tempels zu beweinen.

Eines Tages bat ich meinen Vater, mir einen Lehrer zu besorgen, der mich in der Kabbala unterweisen könne,

„Dafür bist du noch zu jung. Erst mit dreißig Jahren, sagt Maimonides, ist man befugt, sich in eine Welt zu wagen, die voller mystischer Gefahren ist. Vorläufig sollst du die Anfangsgründe lernen, für die du gerade reif genug bist.“

Mein Vater war ein kultivierter und ganz unsentimentaler Mann, der selbst im engsten Kreise Gefühlsäußerungen vermied und sich mehr um Fremde als um seine eigene Familie kümmerte. Die jüdische Gemeinde von Sighet achtete ihn hoch; oft wurde er für Fragen der Öffentlichkeit und sogar für Privatangelegenheiten bemüht. Wir waren vier Geschwister: die älteste hieß Hilda, dann kam Bea, ich war der dritte und einzige Sohn, gefolgt von Judith, der jüngsten.

Meine Eltern hatten ein Handelsgeschäft, bei dem ihnen Hilda und Bea halfen. Mein Platz sei im Lehrhaus, sagten sie.

„In Sighet gibt es keine Kabbalisten“, wiederholte mein Vater, der mir solche Ideen auszureden suchte. Aber vergebens. Ich fand meinen eigenen Lehrer – im Küster-Mosche.

Er hatte mich eines Tages beobachtet, als ich in der Abenddämmerung betete.

„Warum weinst du beim Beten?“ fragte er, als kenne er mich seit langem.

„Ich weiß nicht“, erwiderte ich verstört. Die Frage war mir nie gekommen. Ich weinte, weil ... weil etwas in mir weinen wollte. Ich konnte nichts dazu sagen.

„Warum betest du?“ fragte er mich eine Weile später.

„Ich weiß es nicht“, antwortete ich noch verwirrter und befangener. „Ich weiß es wirklich nicht.“

Von diesem Tage an sah ich ihn häufig. Er versuchte mir eindringlich zu erklären, dass jede Frage eine Kraft besitzt, welche die Antwort nicht mehr enthält.

„Der Mensch erhebt sich zu Gott durch die Fragen, die er an ihn stellt“, pflegte er immer wieder zu sagen. „Das ist die wahre Zwiesprache. Der Mensch fragt und Gott antwortet. Aber man versteht seine Antworten nicht. Man kann sie nicht verstehen, denn sie kommen aus dem Grunde der Seele und bleiben dort bis zum Tode. Die wahren Antworten, Elieser, findest du nur in dir.“

„Und warum betest du, Mosche?“ fragte ich ihn.

„Ich bete zu Gott, der in mir ist, dass er mir die Kraft gebe, ihm wahre Fragen zu stellen.“

So unterhielten wir uns fast jeden Abend. Nachdem alle Gläubigen gegangen waren, blieben wir in der dunklen Synagoge sitzen, in der noch ein paar halb heruntergebrannte Kerzen flackerten.

Eines Abends gestand ich ihm, wie unglücklich ich sei, keinen Lehrer in Sighet finden zu können, der mich in den Sohar, in die kabbalistischen Bücher und die Geheimnisse der jüdischen Mystik einführen könne. Er lächelte nachsichtig und sagte nach einer langen Weile:

„Es gibt tausend und eine Tür zum Garten der mystischen Wahrheit. Jeder Mensch hat seine Tür. Er darf sich nur nicht täuschen und ihn durch eine Tür betreten wollen, die nicht zu ihm gehört. Das ist gefährlich für den, der eintreten will und für den, der sich schon im Garten befindet.“

Und Küster-Mosche, der arme Barfüßige von Sighet, sprach mit mir stundenlang von der Klarheit und vom Geheimnis der Kabbala. Bei ihm begann meine Einweihung. Zehnmal, zwanzigmal lasen wir ein und dieselbe Stelle des Sohar zusammen. Nicht um sie auswendig zu lernen, sondern um das Wesen, den Kern der Gottheit zu begreifen.

So gewann ich im Laufe der langen Abende die Überzeugung, dass Küster-Mosche mich in die Ewigkeit mitnehmen würde, in jene Zeit, in der Frage und Antwort eins werden.

Eines Tages wurden die ausländischen Juden aus Sighet gejagt; Küster-Mosche war Ausländer.

Von ungarischen Polizisten in Viehwagen gesperrt, weinten sie dumpf vor sich hin. Auch wir weinten auf dem Bahnsteig. Der Zug verschwand hinter dem Horizont, und nur ein dichter schmutziger Rauch blieb zurück.

Ich hörte einen Juden hinter mir seufzen:

„Was wollen sie? Es ist Krieg ...“

Die Deportierten waren rasch vergessen. Einige Tage